Bezugs-Preis
In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhdlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale in Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3893.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 140. **Dienstag** den 18. März 1902. **96. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

Kriegsrecht.

In der gestrigen Sitzung des englischen Oberhauses bat Lord Spencer um Auskunft über die Handhabung des Kriegsrechtes in der Capcolonie und verlangte Vorlegung der Schriftstücke über die Verhandlungen des Kriegsgerichtes. Nach lebhafter Debatte, an der sich Lord Rosebery und der Lord-Kanzler betheiligten, erklärte Lord Salisbury, in der Capcolonie habe sich hinreichend Widerstand gezeigt, um die von der Regierung getroffenen Maßnahmen zu nothwendigen Maßnahmen zu machen. Die Regierung müsse zum Zwecke der Wiederherstellung des Friedens die Suprematie der Kriegsgewalt anerkennen. Ehe dies Ziel erreicht sei, könne sie nicht erlauben, daß Diejenigen, Die, wenn auch gezwungen (?), in den Reihen der Feinde Englands kämpfen, in einer Gerichtsverhandlung Thatsachen an die Oeffentlichkeit bringen, die der Regierung des Königs schädlich oder möglicher Weise der Sache der Feinde förderlich sein könnten. Die Regierung müsse zurückgreifen auf die Rechte, die jede Regierung hat, um ihre eigene Existenz zu vertheidigen. Die Regierung werde sich vertrauensvoll auf diese Rechte berufen. Das Verlangen Lord Spencer's auf Vorlegung der Schriftstücke wurde abgelehnt.

Kriegslieferungen; Mangelhafte Organisation.

Campbell Bannerman beantragte gestern im Unterhause die Ernennung einer besonderen Commission, welche alle Käufe und Contracte der Regierung für Zwecke des Krieges in Südafrika prüfen soll. Redner führte aus, der Antrag sei gerechtfertigt durch die der Oeffentlichkeit bekannt gewordenen Thatsachen und durch die vorhergegangenen Erörterungen im Parlament. Das Interesse der Steuerzahler, der Truppen, der Beamten der betreffenden Departements, sowie des Unterhauses mache eine unabhängige Untersuchung nothwendig. Allgemein werde anerkannt, daß es nicht schwer sei, den Grund für den Glauben zu entdecken, daß die schnell ins Leben gerufene Organisation sich, als der militärische Ausflug sich zu einem großen Feldzuge entwickelte, als unzureichend erwies und daß der Mangel an Kenntniß dem Lande viel koste. Der ernsteste Factor sei die zu einem hohen Grade ausgebildete Organisation der Staatslieferanten, die immer noch aus dem Kriege Vortheil ziehen, und die Regierung müsse in ihrem eigenen und dem öffentlichen Interesse für eine durchgreifende Untersuchung sorgen. Labouchère unterstützte den Antrag. — Kriegsminister Brodrick erklärte: Aus der spärlichen Besetzung der Bänke der Opposition könnte man nicht entnehmen, daß das Haus über ein von ihr beantragtes Tadelsvotum beräth. Ueber die grundsätzliche Frage, daß eine Untersuchung anzustellen ist, besteht zwischen der Regierung und der Opposition keine Meinungsverschiedenheit. Aber die Regierung kann dem nicht zustimmen, daß dies jetzt geschehe. Denn eine solche Untersuchung während des Krieges würde die Verwaltungsthätigkeit des Kriegsamtes lähmen. Bannerman gab zwar an, er wünsche, die Wirksamkeit des Kriegsamtes zu vertheidigen, aber die Lage, in der Bannerman das Kriegsamt bei seinem Scheiden aus demselben im Jahre 1895 in Bezug auf die Artillerie ließ, ist nicht offenbar gemacht worden, wie auch Umstände vorlagen, die mit der Versorgung von Gewehrmunition zusammenhängen, weil die Angelegenheit zu ernst war, als daß sie zu jener Zeit hätte enthüllt werden können. Wenn damals Complicationen in Südafrika eingetreten wären und die Regierung sich auf das verlassen hätte, was Bannerman an Artillerie beschafft hatte, so wären wir gezwungen gewesen, Südafrika nach den ersten drei Kriegsmonaten zu verlassen. (Beifall bei den Ministeriellen.) Brodrick schloß mit einem Appell an Diejenigen, die zu sehen wünschten, daß der Feldzug zu einem befriedigenden Abschluß gebracht werde, sie sollten die Regierung unterstützen, daß die Untersuchung vertagt werde, bis eine geeignete Zeit zu einer solchen gekommen sei. Nach Brodrick sprachen noch verschiedene Redner. Die Debatte wird morgen fortgesetzt werden.

A. Schowalter macht auf Grund von Briefen, die ihm aus Südafrika zugegangen sind, in der „Tägl. Rundsch." folgende Mittheilungen über die Behandlung einzelner Boerenfrauen in den

Concentrationslagern.

Eine Frau schreibt unterm 3. Februar 1902, daß sie aus ihrem Hause vertrieben wurde, weil der Militärbehörde (fälschlich) berichtet wurde, ihr als Feldprediger mit den Boeren gegangener Mann sei im Bandelier photographirt. Sie wurde mit ihren Kindern von dem einen Ende Südafrikas an das andere gebracht, bis man ein Lager für sie fand, das weit genug von ihrem früheren Wohnort entfernt ist. Sie hat Verwandte in Capstadt, die für sie eine Wohnung hergerichtet haben, aber sie darf nicht fort. In ihrem Zelt befinden sich zehn Personen aus drei verschiedenen Familien. Ihr Brief hat die Censur passirt und sie ist in einem der besten Lager. Eine Pfarrersfrau schreibt aus einem der Transvaallager am 14. März 1901, wie man sie von Hause weg in ein Lager brachte, während sie dachte, sie sollte zu ihrer Mutter in die Capcolonie geleitet werden. Vier Wochen lang hatte sie keine Ahnung, wo ihr Mann war, von dem sie nicht hatte Abschied nehmen dürfen, bis dieser plötzlich in demselben Lager als „Concentrirter" eintraf, nachdem er einen ganzen Monat mit dem englischen Convoi mitgeschleppt worden war. Das Lager war nur eine Tagereise von seiner Wohnung entfernt. Die Kosten für die Lagerverwaltung, Zelte und Lebenshaltung werden von den Familien der kämpfenden Bürger eingetrieben, indem man ihre Güter in der heutigen ungünstigen Zeit der Zwangsversteigerung unterstellt. In „The Bloemfontein Post" vom 8. Februar ist die Zwangsversteigerung von 15 großen Gütern (30 000 Morgen) des Freistaates auf den 13. März festgesetzt. Unter den bisherigen Besitzern dieser Güter ist auch J. P. Gerhardus Steyl angeführt, ein Kriegsgefangener zu Trichinopoly, also kein kämpfender, sondern schon sehr früh gefangen genommener Bürger des Freistaates. Auch seine Frau wurde, trotzdem sie krank war, ins Lager gebracht mit ihren Kindern; dabei hatte sie drei eigene Häuser in Bloemfontein, von denen eines nur zum Aufenthalt der Familie bestimmt war, wenn diese an Kirchtagen nach Bloemfontein kam. Außerdem enthält das letzte englische Blaubuch S. 80 die Bemerkung: „Erlös aus confiscirten Gütern 84 373 Pfd. Sterling" (über 1½ Millionen Mark).

* **London**, 18. März. (Telegramm.) „Reuter's Bureau" berichtet aus Durban unter dem 17. März: Der Einfall der Boeren in Upper Tugela ist mißlungen; der Feind war gezwungen, sich zurückzuziehen.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 18. März.

Während im Osten des Reiches, in Breslau, an diesem Donnerstag die **Conservativen** und das **Centrum** eine gemeinsame Schlacht schlagen, um voraussichtlich gemeinsam geschlagen zu werden, spinnt gleichzeitig im Westen des Reiches das führende ultramontane Organ, die „Köln. Volksztg.", ein zartes Liebesverhältniß mit den Conservativen an. Das Blatt hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Linke gouvernemental wird, die Rechte aber oppositionell und weniger reactionär als früher. Das rheinische Blatt schreibt: „Die Conservativen haben an Gouvernementalismus manches verloren und die Linke hat nach dieser Richtung große Fortschritte gemacht. Wir müßten die Unwahrheit reden, wenn wir sagen wollten, daß wir diese Wandlung der Conservativen bedauern, im Gegentheil freuen wir uns darüber. Die Conservativen werden dadurch für uns bündnißfähiger. Was wir bisher an ihnen zu tadeln hatten, war ihre reactionäre und hypergouvernementale Gesinnung. Jede Opposition wollten sie mit Gewalt unterdrücken, womöglich rechtlos machen. . . . Etabliren sie sich als selbstständig christlich-conservative Partei, so kommen sie uns von selbst näher. In ihrer Auffassung der Grundlagen unseres Staats- und Wirthschaftslebens haben sie mit uns viel Verwandtes; was aber die Annäherung verhinderte, waren die reactionären Zuthaten, womit sie jedes gesetzgeberische Gericht zu würzen suchten." — Es läßt sich leicht nachweisen, daß nicht die Conservativen in ihren Auffassungen dem Centrum näher gekommen sind, sondern daß das Centrum den Conservativen näher gerückt ist. Wenn das Centrumsorgan meint, die Conservativen seien jetzt nicht mehr gouvernemental und reactionär, so sind sie das Eine schon längst nicht mehr, das Andere aber durchaus noch. Oder waren etwa die Conservativen gouvernemental, als sie in ihrer großen Mehrheit gegen den russischen und den rumänischen Handelsvertrag stimmten? Waren sie gouvernemental, als sie zweimal hintereinander die Canalvorlage zu Falle brachten? In beiden Fällen war doch wohl das Centrum gouvernementaler, als die Conservativen. Was aber die reactionäre Gesinnung und die Neigung anbetrifft, gesetzgeberische Maßnahmen mit reactionären Zuthaten zu würzen, so haben sich die Conservativen nicht im Mindesten geändert. Gerade in den letzten Tagen ist das führende conservative Organ wiederholt gegen das allgemeine Wahlrecht Sturm gelaufen. So hat es, entgegen der neuerlichen Befürwortung von Reichstagsdiäten durch nationalliberale und klerikale Blätter, betont, daß für solche Diäten in einer Aenderung des Wahlrechtes ein Correlat geschaffen werden müsse; und in einer Betrachtung über den Reichstagsschluß sagt die „Kreuzztg.": „Unerfreulich sind die Zustände im allerhöchsten Maße; hinzufügen müssen wir allerdings, daß wir kein auf dem allgemeinen Stimmrecht beruhendes Parlament kennen, wo sie es nicht wären." Dieser Herzenserguß beweist klärlich, wie sehr das conservative Hauptorgan eine Gelegenheit herbeisehnt, dem allgemeinen Stimmrechte den Garaus zu machen. Um so merkwürdiger ist es, daß zur selben Zeit das führende Organ der Centrumspartei sich ja doch gern als den festesten Hort der Volksrechte aufspielt, den Conservativen eine Liebeserklärung macht und einer Annäherung das Wort redet. Uns will dies als ein neuer Beweis dafür erscheinen, wie sehr im Centrum die agrarische Strömung zur Zeit die Oberhand besitzt. Conservative und Centrum wollen ja gemeinsam im preußischen Abgeordnetenhause für eine Erhöhung der landwirthschaftlichen Zölle Sturm laufen, ebenso, wie sie in der Zolltarif-Commission des Reichstages zumeist zusammengehen, und damit die Centrumswähler nicht etwa stutzig über die allzu große Intimität der eigenen Partei mit den Conservativen werden, spiegelt man ihnen vor, daß die conservative Partei einen anderen Charakter angenommen habe, während sie thatsächlich heute auf genau demselben Standpuncte steht, wie nach der Zurückdrängung des gouvernementalen Flügels vor zehn Jahren.

Die Reichstagsverhandlungen vom Januar dieses Jahres über den Centrumsantrag auf Aufhebung des **Jesuitengesetzes** vom Jahre 1872 und die hierbei am Bundesrathstische abgegebene Erklärung haben, wie zu erwarten war, wie in vielen anderen deutschen Ländern, so auch unter der evangelischen Bevölkerung des **Großherzogthums Hessen** eine sehr begreifliche Erregung hervorgerufen. Weiteste Kreise wurden sich erfreulicherweise nunmehr ihrer Pflicht bewußt, zu dieser wichtigen Frage im Interesse der Wahrung des confessionellen Friedens Stellung zu nehmen und ihre Meinung darüber klar und rückhaltlos zur Kenntniß der maßgebenden Factoren zu bringen. Eine Protestbewegung, wie sie noch selten in solchem Umfange dagewesen sein dürfte, hat sich über das ganze Land verbreitet und in Hunderten von Eingaben an die Staatsregierung und das Oberconsistorium ihren Ausdruck gefunden. Die letzteren geben meist von den in einer solchen Frage in erster Linie berufenen Vertretern der evangelischen Gemeinden, den Kirchenvorständen und den Gemeindevertretungen, aus, denen sich aber auch nicht wenige Privatpersonen und andere Körperschaften angeschlossen haben. Die an das großherzogliche Oberconsistorium gleichmäßig gerichtete Eingabe hat, wie wir erfahren, folgenden Wortlaut:

„Der unterzeichnete Kirchenvorstand zu . . . . spricht hoher Kirchenbehörde die dringende Bitte aus: Großh. Oberconsistorium wolle die großh. Staatsregierung geneigtest davon in Kenntniß setzen, daß die unterzeichneten Vertreter der evangelischen Gemeinde zu . . . . gegen die Aufhebung des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1872, den Jesuitenorden betreffend, die lebhafteste Besorgniß hegen und nicht nur im Interesse des deutschen Protestantismus, als dessen Todfeind der Jesuitenorden sich von jeher bewiesen hat, sondern auch vornehmlich zur Wahrung des confessionellen Friedens, dessen Störer der Orden stets gewesen ist und immer sein wird, gegen die Wiederzulassung des Jesuitenordens und seine öffentliche Thätigkeit in Deutschland ihrerseits auf das Entschiedenste Einspruch erheben."

Wie zuverlässig verlautet, sind solche Eingaben bis jetzt aus 94 Kirchengemeinden bezw. Kirchspielen der Provinz Starkenburg, aus 186 Gemeinden Oberhessens und 105 Rheinhessens eingelaufen, zusammen also 385 Stück. Und zwar wurden 213 davon nicht blos von den Kirchenvorständen, sondern auch von den Gemeindevertretungen unterschrieben, deren Mitglieder fast überall Mann für Mann mit ihren Namen für die Sache eintraten. Von größeren Orten des Landes mögen insbesondere die Eingaben von Darmstadt, Offenbach, Bensheim, Heppenheim, Gießen, Friedberg, Mainz, Worms, Bingen und Oppenheim erwähnt sein, unter denen sich zahlreiche Namen von gewichtigstem

---

Feuilleton.

Die drei Freunde.

15] Roman von Robert Misch.

Nachdruck verboten.

Einundzwanzigstes Capitel.

Sommer und Winter schwanden langsam dahin und mit ihnen, was die Menschen das „Trauerjahr" nennen. Paula weinte heftig, als sie am Morgen des Tages aufwachte, an dem sich Bruno's Tod jährte. Und doch war in dem kurzen Zwischenraume eines Jahres der wilde, bohrende Schmerz, der ihr das Herz wie mit Eisenklammern zusammengepreßt hatte, einem sanften Weh, einem milden Gedenken gewichen. Wie ein ferner, schöner Traum erschien nun ihre Ehe, das ganze Berliner Leben mit seinen Freuden und Leiden. Alle die letzteren waren freilich längst vergessen. Die Zeit hatte sie ausgelöscht, die Schönfärberin Erinnerung sie vergoldet.

War auch der jodende Schmerz verflogen: glücklich fühlte sich Paula hier doch nicht; um so unglücklicher, je freier sie jetzt um sich blickte, und je deutlicher sie sich ihrer Lage bewußt wurde.

Was hatte sie denn vom Leben? Einsamkeit, Langeweile, banges Sehnen. Rings umher eine Welt, die sie nicht verstand, und welche sie selbst niemals verstehen würde. Manchmal, wenn sie des Nachts aufwachte, weinte sie stundenlang vor sich hin — ganz leise, um die Kinder nicht aufzuwecken.

Und was würden sie ihr aus den Kindern machen? Ebensolche Menschen, wie sie hier vor sich sah. Konnte sie gegen den Einfluß der Umgebung und der Schule ankämpfen, die ganz in den Händen dieses Pfarrers lag, der noch an den Teufel glaubte, und zuweilen in seinen Sonntagspredigten das höllische Feuer und die Qualen der Verdammten schilderte? Würde es ihr gelingen, freie und freudige Menschen aus ihnen zu machen?

Und dann sehnte sie sich selbst hinaus in die weite, weite Welt, vor Allem aber nach ihrem schönen, großen Berlin und dem lustigen Künstervolk. Und im Geiste malte sich Paula all' jene Scenen wieder aus, die sie mit den „Zigeunern" durchlebt, vom ersten Begegnen am stillen Havelsee bis zur letzten Abschiedsstunde, in der sie, mit den Taschentüchern winkend, wehmüthig dem Zuge nachblickten, der Paula hierher brachte.

Ach, wenn sie an ihre Hochzeit dachte, wie da die wilde Horde sie plötzlich überfallen hatte, an all' das tolle Treiben, und an den Fackelzug, mit dem man der Familie Rennebohm das Ehrengeleit gegeben. Es überkam sie noch jetzt ein unwiderstehlicher Lachreiz, wenn sie an des Oberlehrers entrüstetes Gesicht dachte, und an all' das Andere, was sie erlebt oder auch nur erzählen gehört.

Paula war natürlich aufs Genaueste über alle Vorgänge im „Zigeunerlager" unterrichtet. Leue hielt sie auf dem Laufenden; und auch Mieglitz schrieb zuweilen an sie, wunderliche Briefe, irgendwo im Wirthshaus mit Bleistift auf abgerissene Zettel hingeworfen, oder offene Bierkarten, die von einer „seligen" Stimmung zeugten, und in der er seiner „lieben, verehrten Freundin so und so viele Halbe vorkam".

Natürlich las der Postexpeditor diese offenen Karten, und die Frau Expeditorin ebenfalls, die sich über die Rohrbacher Correspondenz stets auf dem Laufenden erhielt. Böse Zungen behaupteten sogar, auch verschlossene Briefe seien, wenn leicht und ungefährlich zu öffnen, nicht ganz sicher vor ihren neugierigen Weiberaugen. Der Herr Expeditor, der sehr unter dem Pantoffel stand, müsse ihr die Briefe vorlegen, von denen sie dann die interessantesten in ihrem „schwarzen Cabinet" mit glühenden Stopfnadeln und haarscharfen Messern öffnete.

Jedenfalls cirkulirte der Inhalt der Mieglitz'schen Bierkarten in der Stadt. Die „lieben Freunde", die ihr zutranken — jedenfalls Genossen ehemaliger Kneipereien und Orgien — wurden lebhaft besprochen und füllten verschiedene Kaffeeklatsche mit reichlichem Stoff aus, bis sich Paula diese offenen Bierkarten ernstlich bei Mieglitz verbat.

Es ging ihm übrigens gut. Den Sommer und einen Theil des Winters hatte er „fern von Madrid" in der Provinz zugebracht, wo er nach eigenen Angaben zwar Lorbeeren, aber keine Schätze gesammelt hatte. Wenn man ihm glauben wollte, war er in der kleinen Residenz Stammgast bei Hofe gewesen und von diesem, von den schönsten Frauen und Hoheit selbst vergöttert worden. Momentan lebte er wieder von seinem Sect- und Vordeaux-Vertrieb, bis die Kroll'sche Sommeroper am Königsplatz begann, an die er engagirt war. Daneben gab er Gesangstunden. Im Ganzen schien er das Leben (wie meistens) für lebenswerth zu finden — der Beneidenswerthe!

Auch Franz Leue schrieb über seine Arbeiten. Er legte jetzt die letzte Hand an sein großes Werk, den ersten Versuch einer streng modernen Literaturgeschichte und neuen Aesthetik, an dem er seit beinahe fünf Jahren schrieb. Daneben vollendete er langsam ein neues Stück, diesmal ein Lustspiel.

„Ich bin hierbei alte Wege gewandelt", schrieb er ihr, „freilich auf meine eigene Weise. Oder, wenn Sie wollen: ich gieße neuen Wein in alte Schläuche. Inzwischen schiele ich dabei nach dem wirklichen Theater und habe nicht, wie sonst, eine Idealbühne vor Augen. Vielleicht gelingt mir diesmal der Versuch, die Bühne zu erobern, und ich brauche es dann wenigstens nicht zu bereuen, daß ich mich zum „Standpunct der Kassern" erniedrigt habe."

Da er daneben noch immer journalistisch thätig war, fürs tägliche Brod, so arbeitete er von früh bis in die späte Nacht. Die Anspannung, so schrieb er ihr, die geistige Thätigkeit allein, hielten ihn aufrecht und frisch. Wahrscheinlich würde er aber nach Beendigung der beiden großen Arbeiten wie ein Taschenmesser zusammenklappen und dann freilich nicht abgeneigt sein, im Hochsommer, etwa im August, nach dem alten Neste Rohrbach zu kommen, um sie und den Vater wiederzusehen. Vorausgesetzt natürlich, daß es seine Zeit und seine Finanzen erlaubten, will sagen, daß er einen oder vielmehr zwei vorschußwillige Verleger (für das Stück und das Buch) fände.

Und solch' einen Mann, einen Kämpfer für seine Ideale, einen wahrhaften Helden des Geistes, der doch mit seinen Kenntnissen und seinem Können in jedem Berufe hätte zu behaglich-fettem Wohlleben kommen können, einen Mann, der dies Alles seinen höheren Zielen aufopferte, der lieber darbte, als daß er nur einen Fuß breit von seinen schwer erkämpften Ansichten wich, einen solchen Mann, den sie weder verstehen noch würdigen konnten, bewarfen sie in Rohrbach mit Haß und Hohn.

Denn von allen Seiten mußte sie mehr oder minder versteckte Anspielungen über diesen gottlosen Journalisten hören, der ein Specialist, Atheist und Darwinist sei (in den Rohrbacher Köpfen mengten sich diese Begriffe unlösbar), ein Kirchenfeind und Abtrünniger, der dem geistlichen Stadium entsprungen, um „seinen Lüsten zu fröhnen". Aber freilich, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Und für einen „Dichter" hielt er sich. Nun, man sähe ja, was er erreicht hätte. Als ein armer Schlucker lebte er; verhungert und armselig sähe er aus. Das hatte nicht nur der Bürgermeister erzählt, auch der Apotheker, der im vergangenen Herbste kurze Zeit in Berlin gewesen war und ihn zufällig auf der Straße getroffen, ja sogar angesprochen hatte.

Und Sachen hätte er dem Apotheker über Rohrbach gesagt — es sei eine Schande! Aber freilich, der ganze Mensch sei selbst eine Schande für Rohrbach und schriebe ja auch nur Schandartikel in Schandblättern. Das sagte auch der Herr Pfarrer, der es doch wissen mußte. Sogar über den hochwürdigen Herrn hatte er sich unehrerbietig geäußert; und doch hatte er diesem allein seine geistige Ausbildung, sein Studium zu verdanken. Ohne dessen Protection wäre er heute ein Schustergeselle. Aber natürlich, ruchlose Menschen seien immer undankbar.

Genaues hatte freilich der Apotheker ihr nicht mittheilen wollen, als ihn Paula, der diese Gerüchte ebenfalls zu Ohren gekommen, direct darum befragte. Der, kleine, magere Herr machte nur allerlei geheimnißvolle Andeutungen.

Sie fragte bei Franz brieflich an, was denn Wahres an diesem Gerede sei. Das käme davon, schrieb er ihr zurück, wenn man sich mit aufdringlichen Menschen in ein Gespräch einließe. Dem schwatzhaften Apotheker würde er doch wahrhaftig nicht seine Meinung über die Vaterstadt und ihre Bewohner mittheilen, am allerwenigsten über den Pfarrer, dem er trotz Allem wirklichen Dank schulde. Auch pflege er zwar abweichende Meinungen zu bekämpfen, aber sich nicht über die Person seiner Gegner lustig zu machen. Er hätte, provocirt durch den Schwätzer, einige harmlose Bemerkungen gemacht, um ihn loszuwerden, die nun dieser ins Boshafte verzerrte und übertriebe.

Paula zeigte diesen Brief der Tante, dem Bürgermeister und selbst dem Pfarrer. Aber man zuckte nur die Achseln, das sei ein lügnerischer Versuch, die Sache zu bemänteln. Der Apotheker sei ein verläßlicher Mann, der sich nichts aus den Fingern sauge.

Und wieder und wieder mußte sich Paula vorhalten lassen, daß sich diese sogenannte Freundschaft und dieser briefliche Verkehr nicht mehr für sie schickten. Wenn ihr seliger Mann sich diese zweifelhafte Persönlichkeit zum Freunde erwählt, so begreife man das zwar nicht recht, und der schlechte Einfluß hätte sich ja auch in Vielem gezeigt, aber das sei schließlich seine Sache gewesen.

Sie dagegen sei eine ehrbare Frau, Wittwe, Mutter und jetzt Rohrbacher Bürgerin. Es passe sich nicht für ein „ehrsames Frauenzimmer", zu diesem Subject noch länger Beziehungen zu unterhalten, meinte der Bürgermeister; und die ganze Stadt redete bereits darüber, und er müsse

SLUB
Wir führen Wissen.